

Krieg, Flucht, neue Heimat

Autor(en): **Bajusz Wunderli, Ilona**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatbuch Meilen**

Band (Jahr): **35 (1995)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-953750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Krieg – Flucht – neue Heimat

Ilona Bajusz
Wunderli

Vorbemerkung der Redaktion: Frau Ilona Bajusz Wunderli, geborene Sáhó, kam 1929 in Ungarn zur Welt und hat die Zeit des Zweiten Weltkrieges dort miterlebt. 1956 flüchtete sie zusammen mit ihrem Mann und ihren Kindern und fand in Meilen eine neue Heimat. Ermuntert durch den Redaktor, hat sie ihr Lebensschicksal kurz geschildert. Es steht stellvertretend für Tausende, die während der letzten 50 Jahre immer wieder die Freiheit und den Frieden im Westen Europas gesucht haben.

Erlebnisse aus dem Zweiten Weltkrieg

Wir lebten in Bánhida (heute Tatabánya) in Ungarn, wo ich bis zum Schulbeginn eine unbeschwertere und schöne Zeit verbringen durfte. Meine Eltern hatten sich ein hübsches kleines Haus gebaut, umgeben von einem wunderbaren Garten, den meine Mutter liebevoll pflegte. Hier lebten wir zu fünft. Ich war schon acht Jahre alt, als meine Schwester Piroska zur Welt kam. Fünf Jahre später erblickte Livia das Licht der Welt. Wir waren glücklich und sahen in eine hoffnungsvolle Zukunft.

Im Jahre 1936 schloss ich die Primarschule ab; damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Die Sekundarschule, die vier Jahre dauerte, verlebte ich mit vielen Ängsten und Schrecken, fiel doch der Kriegsbeginn in diese Jahre.

Als der Krieg begann, wurden in den Strassen Lautsprecher aufgestellt, woraus täglich Nachrichten und Informationen ertönten. Damals waren die Zeitungen eine Rarität. In kurzen Zeitabständen änderten sich die Nachrichten. Das Radio war ununterbrochen eingeschaltet und informierte uns, wo Kämpfe und Bombardierungen stattfanden.

Wir mussten in unserem kleinen Garten einen grossen Graben schaufeln, wo die ganze Familie Platz hatte, damit wir uns dort vor den Splittern der Bombardierungen hätten schützen können. Durch das Radio hörten wir, wie schnell die Front näher kam. Es war bekannt, dass die ersten russischen Truppen alle Dinge, die ihnen in die Hände kamen, kaputtschlugen oder mitnahmen. Also wurden alle wertvollen Dinge versteckt. Meine Eltern begannen, den Keller einzurichten. Auch eine Heizung musste in den Keller, da die Wintermonate näher kamen und wir nicht mehr im Garten unseren Schutzgraben aufsuchen konnten. Unsere Schule wurde mehrmals geschlossen, weil diese von Soldaten belagert wurde. Vom Schulunterricht wurden wir jeweils freigestellt, bis sie weitergezogen waren.

Anschliessend an die Sekundarschule besuchte ich in Komárom die Handelsschule, welche ein Jahr dauerte. Komárom liegt etwa 30 km von Tatabánya entfernt, so dass ich den Schulweg mit der Eisenbahn zurücklegen musste. Während dieser Zeit weitete sich das Kriegsgeschehen zusehends aus. Oftmals wusste ich nicht, wenn ich am Morgen das Haus verliess, ob ich am Abend wieder in mein Zuhause zurückkehren konnte. Immer wieder heulten die Sirenen und meldeten so den Überflug von feindlichen Flugzeugen. Jedesmal mussten wir unterwegs Schutz in irgendwelchen Kellerräumen suchen und dort ausharren, solange Gefahr drohte. Auch in der Schule mussten wir immer wieder fluchtartig den Unterricht unterbrechen und den Klassenraum mit dem Keller für ein oder mehrere Stunden tauschen.

Es kam auch vor, dass wir die Eisenbahn verlassen mussten, um uns draussen bäuchlings auf den Boden hinzulegen. Die Flugzeuge donnerten über unsere Köpfe, wir blieben liegen, bis der Lärm verstummte. Die Angst stand uns in die Gesichter geschrieben. Glücklicherweise hatten wir bis anhin in unserer näheren Umgebung noch keine Bombardierungen zu beklagen. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem wir wieder einmal den Unterricht unterbrechen mussten. Wir sassen alle im Kellerraum der Schule. Plötzlich verspürten wir unter unseren Füßen grosse Erschütterungen. Als wir uns wieder nach oben trauten und sahen, dass hier nichts passiert war, waren wir für einen kleinen Moment erleichtert. Niemand sprach. Ich hatte Angst, dachte an meine Eltern, meine jüngeren Geschwister. Werde ich meine Familie zuhause lebend antreffen? Wo haben die Bomben eingeschlagen? Solche Gedanken schwirrten mir durch den Kopf.

Wo am Morgen noch der Bahnhof gestanden hatte, war jetzt ein riesiger Trümmerhaufen zu sehen. Es fuhren keine Züge mehr, die Leitungen waren zerstört, die ganze Eisenbahnstrecke ausser Betrieb. Wir standen tatenlos da und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Wir wussten nicht, wie wir nach Hause kommen würden. Während ich so dastand, umgeben von Trümmern und voller Angst, flehte ich zu Gott, er möge mich beschützen und mir nach Hause helfen. Endlich, es war schon am Eindunkeln, hörte ich das erlösende Schnauben einer Dampflokomotive, und schon stand er da, der rettende Zug, der uns nach Hause fuhr. Unterwegs sahen wir, was alles bombardiert worden war. Es war schrecklich. Alle Bahnhöfe auf der ganzen Strecke waren zerstört. In Szöny befanden sich die grossen Öltanks, einige davon brannten lichterloh. Diese grossen Feuer leuchteten in die dunkle Nacht hinaus. Diese schrecklichen Bilder werde ich nie vergessen können. Daheim angekommen, umarmte ich meine Familie, die auch um mich gebangt hatte. Ich war erschöpft, jedoch glücklich und dankbar, dass ich meine Eltern gesund antraf.

Eines Tages erschienen deutsche Truppen. Mit den grossen Panzern fuhren sie durch unseren Garten. Die Pflanzen, die meine Mutter mit viel Liebe gepflegt hatte und die schönen

Obstbäume wurden einfach niedergewalzt. Wir konnten nur tatenlos zusehen. Das Wohnzimmer nahmen die Soldaten in ihren Besitz und richteten sich dort ihr Schlaflager und ihr Büro ein. Die anderen Zimmer überliessen sie uns. So lebten wir eine zeitlang, bis die Soldaten eines Tages weiterzogen. Mit dem Zurückweichen der Deutschen vor den Russen kam die Front näher und näher. Eines Abends standen wir im Garten, als wieder Bombardierungen die Erde erschüttern liessen. In der Ferne erhellten Flammen den Nachthimmel, vermutlich gab es Kämpfe in der Umgebung von Budapest.

In dieser Zeit war es sehr schwierig, Lebensmittel zu beschaffen. Was im Garten nicht wuchs, versuchte man bei den Landwirten zu einem guten Tauschpreis einzukaufen. Zu dieser Zeit war das Geld nicht mehr viel Wert. Für Fleisch mussten wir selber sorgen, deshalb besaßen wir immer Hühner. Eine Ziege weidete in unserem Garten, damit wir auch ein wenig Milch hatten. Bevor die Front sich westwärts bis zu uns verlagerte, konnten wir unser Schwein vom Metzger schlachten lassen. Das Fleisch wurde geräuchert und so eine kleine Reserve angelegt.

Die Nachricht erreichte uns, dass alle Dörfer in der Umgebung von Tatabánya geräumt werden mussten. Die Wohnungen und Häuser durften nicht abgeschlossen werden. Nur mit dem Allernötigsten trafen wir im grossen Bunker von Tatabánya ein. Dieser bestand aus einigen grossen Schutzräumen. Die Bäcker mussten alle Risiken eingehen, um uns mit Broten zu versorgen. Da wir nicht kochen konnten, assen wir nur kalte Lebensmittel. Auf einem kleinen Schnellkocher war es manchmal möglich, einen Tee aufzukochen.

Einen ganzen Monat lang war die Front hier, einmal waren die Deutschen zu sehen, dann wieder die Russen, sie wechselten sich dauernd ab. So vergingen die Tage, und wir wussten nie, zu wem wir halten sollten. Draussen war es so kalt, dass alles eingefroren war. Im Februar waren die Morgenstunden oft ruhig. Dann ging mein Vater schnell nach Hause (eine halbe Stunde Fussmarsch), da die kleinen Haustiere dort eingeschlossen waren. Sie brauchten täglich Futter und Wasser. Solange er unterwegs war, waren wir immer in grosser Sorge um ihn. Eines Tages kam er mit der Nachricht zurück, dass aus dem Keller Rauch aufgestiegen war. Glücklicherweise konnte er das Feuer löschen. Alles, was im Keller gelegen hatte, war nicht mehr zu gebrauchen. Nach einem Monat konnten wir den Bunker verlassen, aber niemand durfte nach Hause gehen. Wir wurden in ein ehemaliges Lungensanatorium umquartiert. Nach zwei Wochen durften wir dieses verlassen und endlich nach Hause gehen. Es war kalt, der Wind blies durch das Haus, da alle Fensterscheiben rausgeschlagen waren. Mein Vater versuchte, mit Karton und Holz die Fenster dicht zu machen, um die Wärme des Ofens zurückzubehalten. Wir waren glücklich, dass wir wieder alle zusammen zuhause sein durften. Auch in dieser schweren Zeit hatten wir die Hoffnung auf bessere Tage nie verloren; deshalb schmiedeten wir Pläne für die Zukunft.

Eines Tages erschien ein russischer Offizier bei uns. Er wollte sich mit seiner Frau einquartieren. Wir mussten das Wohnzimmer sauber machen und Betten herrichten. Auch die Soldaten halfen mit, sogar der Hof wurde in Ordnung gebracht. Zuerst wussten wir nicht so recht, was der Offizier wollte, weil wir die russische Sprache nicht verstehen konnten. Sie gaben uns mit Händen zu verstehen, dass wir ab jetzt im Keller wohnen müssten. Als aber die Frau des Offiziers angekommen war, schauten sie sich um und verliessen bald darauf das Haus wieder. So durften wir doch in der Wohnung bleiben und krochen am Abend in unsere sauberen Betten. Das waren unsere letzten ungebetenen Besucher, danach kamen keine Soldaten mehr. Aber wenn die jungen Mädchen auf die Strasse gingen, mussten sie alte Kleider anziehen und ein Kopftuch umbinden, da die russischen Soldaten die Mädchen nicht in Ruhe liessen. Überhaupt war es besser, wenn die Frauen gar nicht auf der Strasse erschienen. Aber auch diese Plage ging vorbei, und am 8. Mai 1945 wussten wir, dass der Krieg zu Ende war.

Die Familie Bajusz,
1957,
nach der Flucht.



Neue Heimat

Am 6. Oktober 1956 brach in Ungarn die Revolution aus. Ich wohnte schon seit zwei Jahren in Magyaróvár mit meinem Mann Gyözö und unseren drei Kindern. Beim Ausbruch des Aufstandes war Gyözö nicht bei uns, denn er arbeitete weit entfernt. Unsere drei Kinder befanden sich im Tagesheim, da auch ich arbeiten musste. An diesem 6. Oktober war jedermann auf den Beinen. Auch an meinem Arbeitsplatz standen die Arbeiter bereit, um den kommunistischen Stern vom Haus der ÁVO (Álami Védélmi Osztag / staatlich organisierte kommunistische Verteidigungstruppe) herunter zu holen. Ich ahnte Schlimmes und zog nicht mit der Menge aus, sondern rannte ins Tagesheim, um die Kinder nach Hause zu bringen. Der Heimweg führte hinter dem Haus der ÁVO vorbei. Wir sahen die grosse Menschenmenge, welche aufmarschierte. In diesem Augenblick wurden wir auf Gewehrfeuer aufmerksam, die Leute warfen sich zu Boden. Sie blieben liegen, bis die ÁVO-Soldaten aufhörten zu schiessen. Es gab solche, die leblos liegen

blieben, und solche, die von Granatsplittern verletzt wurden. Wir erschrakten sehr, weinten und zitterten, bis wir zuhause ankamen. Bei diesem Zusammenstoss gab es etwa 80 Todesopfer. Natürlich wurden die Leute in der Stadt noch wütender, und sie rannten in das ÁVO-Haus, ohne sich darum zu kümmern, was geschehen könnte. Sie rissen den kommunistischen Soldaten die Kleider vom Leibe, schlugen die, welche sie erlangen konnten, und suchten den Mann, der den Befehl gegeben hatte, in die Menschenmenge Granaten zu werfen. Aber diesen suchten sie vergebens, denn er war geflüchtet. Seinen Stellvertreter nahm man gefangen und hängte ihn in der Stadtmitte an den Beinen auf.

Nirgends gab es mehr Ruhe, auch in anderen Städten verloren viele Leute das Leben. Die Menschen mordeten. Niemand wusste, was das für ein Ende nehmen sollte. Wir fürchteten uns sehr. An Arbeit dachte niemand mehr, alles wurde stillgelegt. Die Lebensmittelläden wurden gestürmt; was noch da war, wurde in der Panik gekauft.

Gyözö war inmitten der grossen Revolution von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt. Er hatte die lange Strecke von 75 Kilometern mit all den Gefahren, die ihm drohten, unversehrt überstanden. Wir erkannten, dass hier die Freiheit, die Befreiung, das bessere Leben auf dieser Erde, wonach wir uns so sehnten, nicht mehr kommen würde. Darum wollten wir nicht mehr in diesem Land bleiben, wollten irgendwohin, einen Ort suchen, wo Ruhe und Friede herrschten. Wenn es auch weh tat, die kleine Wohnung und alles, was wir durch harte Arbeit angeschafft hatten, zurückzulassen, wir mussten gehen. Unser Trost war die Hoffnung, dass wir vielleicht in einem anderen Land finden würden, wonach wir uns so sehr sehnten. So machten wir uns ohne lange zu überlegen auf den Weg, der Grenze entgegen. Mein Schwager, Gyözö's Bruder, kam mit uns.

Eng aneinandergespresst sassen wir in einem Autobus. Es herrschte grosse Stille, die Angst stand allen in den Gesichtern geschrieben. Jeder kannte das Ziel des andern, die Freiheit! Niemand konnte uns garantieren, ob wir dieses Ziel je erreichen würden. Was in den nächsten Stunden geschehen konnte, in denen wir die Grenze zu überqueren hatten, wusste niemand, denn überall standen russische Panzer. Wir mussten die Stelle, wo sich die Flucht verwirklichen liess, wo keine Minen gelegt waren, die uns in die Luft gejagt hätten, ausfindig machen. Sehr grosse Gefahren standen vor uns. Abends um sieben Uhr kamen wir in Mosonszentjános an; von da an ging es zu Fuss weiter. Der Vollmond schien hell, und hin und wieder erblickten wir Schatten, die sich wie Geister davonschlichen. Vor Furcht, es könnten Feinde sein, zuckten wir jedesmal zusammen. Unruhig blickten wir immer wieder in alle Richtungen, aus Angst, es könnte jemand auf uns schiessen. Neben einem langen, tiefen Graben gingen wir Richtung Nachbarland, an Wachttürmen schlichen wir uns besonders vorsichtig vorbei, weil wir auch dort Feinde glaubten.

Da wurden wir plötzlich auf Menschen aufmerksam, die uns entgegen liefen. Wieso kamen diese Menschen zurück, oder waren es gar Feinde? Sie stiegen über den Graben auf uns zu. Wir erstarrten vor Angst. Da standen sie vor uns und sprachen uns ungarisch an. Sie zeigten uns die Richtung, in der wir gehen mussten, damit wir nicht auf Minen traten. In weiter Entfernung sahen wir einen hellen Schein. Das sollte angeblich unser Richtungsweiser sein. Wenn wir dieses Licht erreichten, wären wir bei der österreichischen Grenze; doch vorerst mussten wir noch durch einen Stacheldraht hindurch und über die Stelle, wo die Minen gelegt waren. Dort stand ein ungarischer Soldat, welcher uns zeigte, wohin wir treten konnten, ohne dass wir auf eine Mine standen. Wir mussten ihm vertrauen, obwohl wir nicht wussten, ob er ein Verräter war und uns in die Falle lockte.

Endlich standen wir auf österreichischem Boden. Das Licht des kleinen Häuschens, das als einziges hier in der Tiefe der Puszta lag, hatten wir erreicht. Bereits hatten sich hier viele Flüchtlinge angesammelt. Der Herr des Hauses erzählte uns in gebrochenem Ungarisch, wieviele Menschen hier schon geflüchtet waren. Wir bekamen warmen Tee, und ich konnte unsere Kinder ein wenig in Ordnung bringen. Etwa nach einer Stunde Wartezeit kam ein Traktor, welcher ohne Unterbruch die Menschen weiter ins Land hinein fuhr. Bis er von der Stadt zurück kam, hatten sich schon wieder so viele Flüchtlinge angesammelt, dass der grosse Wagen sich schnell füllte. Wir wurden bis nach Andau gefahren. Hier bekamen wir ein Nachtessen; dann setzten wir unsere Reise mit einem grossen Bus fort Richtung Neusiedlersee, wo wir die Nacht verbrachten. In einem Schulhaus wurden wir auf Heulagern untergebracht. Wir waren sehr erstaunt, als uns eine Frau zu sich aufnahm, welche auch ein wenig gebrochen ungarisch sprach. Sie erzählte uns, dass sie in Ungarn Verwandte hatte. Gross war die Freude, als sich herausstellte, dass wir diese Verwandten kannten. Am nächsten Morgen packte uns diese liebe Frau viele gute Sachen ein. Zuerst setzten wir unsere Reise an ein unbekanntes Ziel mit dem Bus fort. Gegen Mittag bestiegen wir einen Zug, der uns nach Eisenstadt brachte, wo wir im Zug übernachteten. Zum Schlafen legten wir unsere drei kleinen Kinder ins Gepäcknetz. Wir waren alle müde, richtig schlafen konnten wir jedoch nicht. Niemand wusste, wann und wohin wir weitergefahren würden. Erst am anderen Morgen fuhr der Zug weiter Richtung Wien.

Am 16. November 1956 abends wurden wir in einem leerstehenden Kinderspital einquartiert. Dieser Ort war grässlich: die vielen Menschen, der grosse Lärm, und immer noch die Ungewissheit, was mit uns geschehen würde. Eines Tages hörten wir, dass man melden konnte, wohin man gehen möchte. Als aus der Schweiz Delegationen kamen, meldeten wir uns sofort, weil wir mit unseren Kindern nicht mehr länger in diesem Lager bleiben wollten. Überaus erleichtert konnten wir diesen Ort schon am folgenden Tag verlassen.

Ein geheizter und sauberer Zug erwartete uns. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch und erreichten am Morgen den Bahnhof von Buchs. Hier mussten wir alle aussteigen zur ärztlichen Untersuchung, die bis spät abends dauerte.

Am 27. November 1956 erreichten wir Wald (Appenzell), wo wir wahrlich zwei Wochen Ferien machen durften. Zu dieser Zeit war hier schon alles weiss. Schnee bedeckte die Grenzen und die Berge. Nach zwei Wochen hatten wir uns von unseren Strapazen, unseren Schrecken und Ängsten erholt. Erst jetzt wurde uns klar, dass dies alles Wirklichkeit war, dass wir auf freiem Boden waren, in der Heimat des Friedens. Wir mussten uns nicht mehr fürchten, und wir konnten mit einem neuen Leben anfangen. Aber wir dachten an jene, die wir zurückgelassen hatten, und es tat uns weh, dass der Friede in unserer Heimat nicht verwirklicht werden konnte. Von unseren Eltern und Verwandten hörten wir lange nichts, da die Post in Ungarn nicht mehr funktionierte. Wir hatten auch Angst zu schreiben und wollten nicht, dass jemand von unseren Verwandten in Ungarn zu Schaden komme. Hier erst vernahmen wir, dass nach dem Tag unseres Grenzübertritts alle Grenzen geschlossen worden waren und seither gut überwacht wurden. Die russischen Soldaten hatten die Wege gesperrt, und anderntags hätten wir nicht mehr flüchten können. Ich war Gott sehr dankbar, dass er uns in dieser Zeit beschützt hatte. Ich bat unseren Schöpfer innigst, uns ein kleines Zimmer zu geben, wo ich mit meiner Familie zusammen sein konnte.

Am 11. Dezember 1956 verliessen wir Wald und kamen in Meilen an, wo wir von Herrn Jakob Widmer, dem damaligen Präsidenten der reformierten Kirchenpflege Meilen, und Frau Dr. Maria Stamm erwartet wurden. Sie begleiteten uns ins Haus «zum Bau» an der Kirchgasse, wo uns Frau Anni Wunderli herzlich empfing. Ihre Augen strahlten vor Freude, dass sie uns unser neues Heim übergeben durfte. In der warmen Stube stand ein grosser Blumenstrauss für meine Tochter, da sie an diesem Tag ihren vierten Geburtstag feiern durfte; darum werde ich dieses Datum unserer Ankunft in Meilen nie vergessen. Bei den grossen Aufregungen, die wir in den letzten Wochen erlebt hatten, wäre dieser Geburtstag sicher vergessen worden. Nach dem Empfang zeigte uns Anni Wunderli die Räume, die wir bewohnen durften: die gemütlich eingerichtete Stube, zwei Schlafzimmer, für unseren Jüngsten ein kleines Kinderbett, die Küche, nichts fehlte, sogar ein Lebensmittelvorrat war da, einfach alles, was wir für die erste Zeit brauchten. Im Hausflur unter der Treppe war das Holz, welches wir für den Kachelofen benötigten, von den Pfadfindern ordentlich aufgeschichtet. Wenn uns das Holz ausging, besorgten uns jeweils die Pfadfinder wieder neues. Sogar Äpfel und Kartoffeln lagerten im Keller.

Ich sprach damals kein Wort Deutsch; mein Mann jedoch hatte diese Sprache ein wenig in der Schule gelernt. Von soviel Gutmütigkeit total überwältigt, war ich ohnehin sprachlos. Es ist schwer, meine Gefühle zu beschreiben, die ich damals emp-

fand. Ich hatte mir von unserem lieben Gott nur ein kleines Zimmer erbeten, wir bekamen ein Vielfaches davon! Auch später wurden wir nicht vergessen, Frau Dr. Maria Stamm und Anni Wunderli kümmerten sich sehr um uns.

Mein Mann erhielt Arbeit im Elektrizitätswerk Meilen. Daneben gab man ihm die Möglichkeit, am Oberseminar in Zürich zu studieren, damit er eine Nachprüfung für das Lehrerdiplom, welches er in Ungarn erworben hatte, absolvieren konnte. Er lernte mit viel Fleiss und Ausdauer.

Wir wohnten schon bald zwei Jahre in Meilen. Gyözö war sehr müde und überarbeitet und ich sah, wie er immer schwächer wurde. Ich ermunterte ihn oft, er solle doch zum Arzt gehen. Ich war ernsthaft um seine Gesundheit besorgt. Er nahm aber alles auf die leichte Schulter und sagte stets, es werde dann schon besser, wenn er die Abschlussprüfungen hinter sich habe. In der Zwischenzeit übernahm er neben dem Studium Vikariate an verschiedenen Schulen. Im Elektrizitätswerk Meilen half er nur noch sporadisch aus. Nach Abschluss des Studiums hatte er Aussicht auf eine feste Anstellung an der Primarschule in Rätterschen bei Winterthur, wo er schon seit längerer Zeit verschiedene Vikariate betreut hatte.

Nach bestandener Abschlussprüfung begab er sich auf Anraten des Arztes ins Spital Männedorf, um seine Mandeln entfernen zu lassen. Nach den ersten Untersuchungen stellte man fest, dass die Nieren nicht mehr richtig arbeiteten. Jede Hilfe war bereits zu spät, und so starb er kurz nach seinem 35. Geburtstag am 31. Mai 1959.

Der Abschied war sehr schwer, es kam alles viel zu schnell. Ich wollte nicht glauben, dass ich auf einmal alleingelassen war, dass meine Kinder Halbweisen waren. Das Heimweh packte mich. Ich war sehr besorgt, wie mein Leben weiter gehen werde, woher ich die finanziellen Mittel für unseren Lebensunterhalt nehmen sollte. Mein starker Glaube gab mir Kraft, alles zu akzeptieren und mich auf Gottes Barmherzigkeit zu verlassen, ihm zu vertrauen und unser Leben in Gottes Hände zu legen.

Dann durfte ich erleben, wie die Menschen in Meilen ein Herz für uns hatten und uns zur Seite standen. Besonders erwähnen möchte ich Herrn Dr. Heiner Peter, der die Lehrer des Bezirks Meilen, die sich zum Schulkapitel trafen, aufrief, uns zu helfen. Spontan haben sich viele Lehrer bereit erklärt, eine Patenschaft für meine Kinder bis zu ihrer Volljährigkeit zu übernehmen. Herr Dr. Peter teilte mir dies erfreut mit und beruhigte mich, dass ich mir keine Sorgen machen müsste. So konnte ich mich in der ersten Zeit noch ganz der Erziehung meiner Kinder widmen, daneben übernahm ich anfallende Heimarbeiten. Als alle Kinder schulpflichtig waren, fand ich in der Produktion AG Meilen eine Halbtagsstelle, später, als die Kinder selbständiger wurden, ging ich den ganzen Tag arbeiten. So konnte ich meine Familie über Wasser halten.

Im Jahre 1960 erhielt meine Mutter die Erlaubnis, uns für drei Wochen zu besuchen. Sie wollte, dass ich mit ihr zurück nach Ungarn fahre. Nachdem sie aber gesehen hatte, wie wir hier

von vielen Menschen liebevoll umsorgt wurden, liess sie davon ab. Sie fuhr nach drei Wochen beruhigt und glücklich nach Hause.

Immer wieder durften wir von der Liebe der Menschen erfahren, zum Beispiel an Ostern, Weihnachten. Mehrmals kam es vor, dass vor der Haustüre eine Überraschung, ein Geschenk lag, und wir nie erfuhren, bei wem wir uns bedanken sollten. Ich erinnere mich, als Frau Rosa Lüscher mit ihren zwei fröhli-



Csaba, Gjözö und
Zsazsa Bajusz
in Meilen,
ca. 1962.

chen Kindern vor der Türe stand, mit Geschenken, die sie meinen Kindern in die Hände legten. Die strahlenden Augen aller Kinder, der Gebenden und der Nehmenden, werde ich nie vergessen.

Im Jahre 1970 erhielten wir das Schweizerbürgerrecht. Meine Kinder haben hier ihre Heimat, sie haben Beruf und Familie. Seit meiner Pensionierung bin ich wieder glücklich verheiratet und erfreue mich an meinen bald erwachsenen Enkelkindern.

Es sind nicht mehr viele, die sich an diese Zeit erinnern, viele sind weggezogen oder verstorben. Trotzdem möchte ich mich im Namen meiner ganzen Familie hier nochmals bedanken, bei all denen, Bekannten und Unbekannten, die uns in Meilen liebevoll aufgenommen hatten, die mir in dieser schweren Zeit beistanden, die mir ermöglichten, hier eine zweite Heimat zu finden.

Die folgenden Seiten zeigen Luftaufnahmen um 1946/47, die dem Reporter A. Jansen, Zürich 6, zu verdanken sind:

Seite 57: Vom östlichen Teil des Bahnhofareals Herrliberg-Feldmeilen links bis zum Gebiet der heutigen Rebbergstrasse.

Seite 58: Feldmeilen, von der Nadelstrasse/Trüggeler links bis Einmündung der Schwabach- in die Seestrasse rechts.

Seite 59: Vom Hecht/Tannacher links bis zum Dorfbachtobel rechts.

Seite 60: Dorf Meilen von der Gerbe links bis zum Chrischona-Haus.

Seite 61: Obermeilen von der Linie Ländeli/Hohenegg links bis Uetiker Grenze.